Ist es unzulässig, allzulange Dichterwerke für Schulzwecke zu verkürzen?

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

Von **A. R. Hohlfeld**, *Nashville, Tenn.*

Im zweiten Hefte dieses Jahrgangs der „Pädagogischen Monatshefte" ist Fräulein Bultmanns vor acht Jahren erschienene, stark verkürzte Ausgabe von Freytags „Soll und Haben" von Herrn Leo Stern als ein „litterarischer Vandalismus" verurteilt worden, gegen den jeder Freund der deutschen Litteratur als gegen eine Misshandlung des toten Dichters zu Felde ziehen solle. Nun beabsichtige ich ebensowenig, mich zum Ritter der Angeklagten, wie zum Verteidiger der beleidigten Manen des Dichters aufzuwerfen. Genannter Aufsatz hat mich nur angeregt, der Frage nach der Berechtigung verkürzter Schulausgaben einiges Nachdenken zu widmen, dessen Resultate ich den Lesern dieser Zeitschrift „*sine ira et studio*" vorführen möchte.

Die Frage ist jedenfalls nicht ohne zeitgemässes Interesse, insofern Fräulein Bultmanns Versuch durchaus nicht der einzige seiner Art ist, den uns die letzten Jahre beschert haben. Abgesehen von ähnlichen französischen Ausgaben, wie „*Les Misérables*", „*La Débâcle*", „*Le Nabab*", gehören mindestens die folgenden deutschen Bücher in den Gesichtskreis dieser Untersuchung: Fräulein Wenckelbachs „Ekkehard" (1894), Mrs. Hewett's „Die verlorene Handschrift" (1898) und Dr. Wells' „Der Katzensteg" (1899). Von „Soll und Haben" liegt sogar ausser Fräulein Bultmanns Bearbeitung eine zweite, vielleicht noch stärker gekürzte Ausgabe von Prof. Crump (1893) vor. Wenn also alle diese Ausgaben, und somit natürlich auch ihre Herausgeber und Benutzer, einen mehr oder weniger bedenklichen Grad von litterarischem Vandalismus verraten, so dürfte es um Schule und Schüler allerdings schlimm bestellt sein.

Doch liegt die Sache, rein objektiv betrachtet, wirklich so? Ist es unter allen Umständen verwerflich, Litteraturwerke, die in ihrer vollen Ausdehnung zu lang sind, durch weitgehende Kürzungen für Schulzwecke zugänglich zu machen? Herr Stern vermeidet es, die Frage in ihrer Allgemeinheit zu erörtern. Verschiedene kleine Seitenhiebe jedoch, sowie die höchst ungerechtfertigte Andeutung einiger nichts weniger als schmeichelhaften Beweggründe, die Fräulein Bultmann zu ihrer Angabe könnten veranlasst haben, deuten doch wohl zur Genüge an, dass Herr Stern, um konsequent zu bleiben, auch die übrigen genannten Bücher zurückweisen würde.

Leider muss ich nun zugeben, dass Fräulein Bultmann der schwierigen Aufgabe, die sie sich gestellt hatte, allerdings nicht gewachsen gewesen ist. Es fehlt in ihrer Arbeit nicht nur an feinfühliger Pietät für

den Dichter, sondern auch an Geschick und Gründlichkeit, so dass weder die Textbehandlung, noch die Einleitung und Anmerkungen als befriedigend bezeichnet werden könnten. Das Verdammungsurteil jedoch, das Herr Stern über die Ausgabe ausspricht, gründet sich einzig und allein auf das an und für sich „vandalische" Verfahren, ein Dichtwerk auf ein Fünftel seines Umfanges zu reduzieren und den Lücken ausfüllenden Text selbst zu schreiben. Verurteilt man aber eine solche Arbeit als einen unberufenen, in keiner Weise zu rechtfertigenden Eingriff in den Organismus eines Kunstwerks, das nur in seiner Ganzheit den vom Dichter beabsichtigten Eindruck hervorbringen kann, so ist es nur von nebensächlicher Bedeutung, ob es sich um eine Reduktion auf ein Fünftel oder auf ein Drittel oder nur auf die Hälfte handelt. Im einen wie im andern Falle ist der Organismus zerstört, das Kunstwerk entweiht. Denn giebt man auch zu, dass dieser und jener Roman zahlreichere Episoden und üppigeres Rankenwerk enthalte als ein anderer, so wird doch niemand behaupten wollen, dass bei einem nach künstlerischen Grundsätzen arbeitenden Dichter auch nur annähernd die Hälfte seines Werkes unbeschadet der Gesamtwirkung weggelassen werden könnte. Soviel also steht fest: alle andern von mir genannten Ausgaben sind mit der Bultmannschen im Prinzip auf gleiche Stufe zu stellen, und es liegt kein zwingender Grund vor, weshalb der Zorn gerechter Entrüstung sich ausschliesslich auf *ein* Haupt entladen solle. Der allenfalls in Frage kommende Gradunterschied kann im allgemeinen nur geringe Bedeutung beanspruchen, besonders wenn man bedenkt, dass bei manchem breit und lose angelegten Roman eine Verkürzung auf ein Fünftel sich leichter möchte bewerkstelligen lassen als eine solche auf die Hälfte bei einem knapp und kompakt gearbeiteten Werke

Ist es nun aber wirklich nötig oder auch nur gerecht, alle diese ernstgemeinten und z. T. geschickt gearbeiteten Ausgaben zu verdammen?

Machen wir uns zunächst klar, für wen derartige Texte bestimmt sind. Doch nicht für Leute, die der fremden Sprache mächtig sind und rasch und fliessend lesen und verstehen können. Denn sollte die Absicht bestehen, auch solchen Lesern die gekürzten Fassungen als „preiswerte Surrogate" zu empfehlen, sollte behauptet werden, dass durch derartige "short cuts" nichts Nennenswertes eingebüsst und nur Zeit und Mühe gespart werde, so würde ich nicht einen Augenblick anstehen, Herrn Stern beizupflichten und ein derartiges Verfahren als verwerflich und für wahren Kunstsinn und Kunstgenuss gefährlich zu verurteilen. Soweit ich weiss, ist das aber nicht der Fall, und die stark gekürzten Fassungen sind ausschliesslich für Studierende berechnet, denen die betreffenden Werke anderweit ganz verschlossen bleiben müssten.

Natürlich fragt es sich nun, ob die letztgenannte Alternative einen so grossen Schaden bedeuten würde. Herr Stern behauptet, dass bei der grossen Fülle von geeignetem Lesestoff kein Grund vorliege, unsern

Schülern verstümmelte Werke zu bieten. Für die Lyrik und Dramatik gebe ich dies als berechtigt zu. Dagegen ist aber nicht zu vergessen, dass von den hervorragendsten deutschen Dramen bei weitem die Mehrzahl in gebundener Rede verfasst sind, während sich unter den Lehrern mehr und mehr die Überzeugung Bahn bricht, dass die elementarere Schulung in einer fremden Sprache sich in der Hauptsache auf die Prosa beschränken solle, da die Eigenheiten poetischer Darstellung, um verstanden und genossen zu werden, weit mehr Sprach- und Stilgefühl erfordern, als sich in den ersten Jahren des Unterrichts auf irgend welche Weise erzielen lässt. Als Hauptlesestoff der ersten Jahre bleibt demnach nur die novellistische und historische Prosa übrig, da die z. T. reizenden Erzeugnisse der Vers-Epik — man denke nur an Wieland, Voss, Goethe, Scheffel, Baumbach u. a. — als gebundene Rede auch erst in zweiter Stelle in Betracht kommen. (Eine nicht unberechtigte Ausnahme hiervon bilden vielleicht die Fälle, wo der ganze Kursus so beschränkt ist, dass man, um den Schülern wenigstens einige der Hauptwerke der Litteratur vorzuführen, aus der Not eine Tugend macht und die Lektüre poetischer Werke beginnt, ehe die Schüler das dafür nötige Sprachgefühl haben können.)

Historische Prosa wird nun meistens, wenn schon das in mancher Hinsicht zu bedauern ist, nicht allzuviel gelesen. Die Novellistik muss also herhalten, und nach den immer neuen Veröffentlichungen zu urteilen, thut sie das auch nach Kräften oder wohl eigentlich über ihre Kräfte. Denn infolge der allgemeinen Hetzjagd nach kurzen Erzählungen wird manches herausgegeben und gelesen, weil es leicht und unterhaltend ist und die geeignete Länge hat, obgleich es sonst oft herzlich wenig Wert und Gehalt besitzt. Gewiss hat auch unsere Litteratur ihre Kabinettsstückchen der Erzählungskunst; gewiss haben auch wir Dichter, die im Rahmen der kurzen Novelle Prächtiges geleistet haben. Einerseits aber ist die Zahl wohl kaum so gross, wie die rasche Vermehrung der Ausgaben vermuten lassen könnte; andrerseits passt vieles des Besten, wie z. B. reizende Nummern von Heyse und Keller, des Inhalts wegen nicht recht in die Schule.

Unter solchen Umständen sollte es uns nun versagt sein, unsern Schülern echte Meisterwerke deutscher Prosalitteratur zu bieten, weil sie in ihrem vollen Umfang zu viel Zeit beanspruchen würden und Verkürzungen nicht zulässig sind? Trotz aller Achtung vor der Würde eines Kunstwerks kann ich mich zu solcher Anschauung nicht entschliessen, ebensowenig wie augenscheinlich die Verfasser des kürzlich veröffentlichten "Report of Committee on Modern Languages". Denn auf S. 1421 heisst es daselbst: "A recent novel, such as Ekkehart or Soll und Haben, read not in its entirety, but in extracts sufficient to give a good idea of the plot, the style, and the characters."

Doch ich breche diese allgemeinen Betrachtungen ab, da ich gern noch zwei Punkte berühren möchte, die mir nicht ohne Interesse und

Wichtigkeit erscheinen: 1) Ist denn die Verkürzung eines Kunstwerks wirklich etwas so Ungewöhnliches? 2) Nach welchen Gesichtspunkten wären wohl verkürzte Fassungen von Dichtwerken am besten herzustellen?

In aller Kürze möchte ich zu dem ersten Punkt auf folgendes aufmerksam machen. Liegt in der Verurteilung abgekürzter Fassungen nicht ein gut Teil Selbsttäuschung? Fragen wir uns einmal ganz ehrlich: wie viele der ausgedehnteren und schwierigeren Werke einer Litteratur kennt der Gebildete, ja oft selbst der Fachmann *"in toto"*? Natürlich besitzt man unverkürzte Ausgaben in seiner Bücherei. Werden Sie aber auch unverkürzt gelesen? Wie steht es in dieser Hinsicht mit dem Heljand, dem Nibelungenlied, dem Parzival, dem Simplicissimus, dem Messias? Wie mit Dante und Tasso, mit Spencer und Milton? Von Faust und Wilhelm Meister will ich absehen, obschon auch da Nachfragen unter deutschen Universitätsstudenten merkwürdige Resultate ergeben haben sollen. — Die Bühne, bedenke man weiter, kürzt und ändert die meisten Dramen, und wir geniessen das Gebotene immerhin, selbst wenn wir uns theoretisch darüber beschweren zu müssen glauben. — Liest man denn im Unterricht in den klassischen Sprachen die Ilias und Äneis unverkürzt, oder lässt man, da das ein Ding der Unmöglichkeit ist, diese Meisterwerke ganz fallen? — Sind die von hervorragenden Fachleuten herausgegebenen Göschenschen Ausgaben der Nibelungen, der Gudrun, des Parzival und andrer Werke des Mittelalters zu verwerfen? Oder kann der junge Amerikaner, der Deutsch studiert, die Meisterwerke der deutschen Litteratur so viel leichter lesen als der gebildete Deutsche die litterarischen Erzeugnisse des deutschen Mittelalters? — Ist z. B. die kürzlich erschienene, geistvolle und gewandte Übersetzung des Parzival durch Wilhelm Hertz verwerflich und ungeniessbar, weil sie grosse Partieen des Originals unterdrückt? — Vergessen wir auch nicht folgendes: Beethovensche Symphonieen auf dem Klavier, Wagners „Parsifal" im Konzertsaal, Rembrandtsche Lichteffekte und Praxitelische Formenfülle nach Photographieen, Schillers bühnengewaltige Dramen und Bismarcksche Redekunst in gedruckten Büchern, sind das nicht ebenfalls Teileindrücke, Notbehelfe? Wie verhältnismässig wenige sind glücklich genug, von diesen Dingen Totaleindrücke zu besitzen! Unser ganzes Wissen und Geniessen ist eben weit mehr „Stückwerk", als sich der Apostel träumen liess, oder wir uns klar zu machen geneigt sind.

Und da sollte es nicht erlaubt sein, Anfängern im Deutschen (und für Anfänger halte ich wahrlich nicht nur die Abc-Schützen des ersten Jahres) in „Soll und Haben" einzuführen, das immer noch von vielen für den besten deutschen Roman gehalten wird, nur weil wir von den 1000 Seiten des Originals nicht mehr als etwa 200 bewältigen können? Ich möchte nicht paradox erscheinen; wenn aber die 200 Seiten gut und geschickt gewählt sind (und das Verhältnis 5:1 ist gewiss ein ungewöhn-

liches), so bin ich überzeugt, dass die Schüler, soweit natürlich ihr Auffassungs- und Nachempfindungsvermögen reicht, eine bessere Einsicht in das Freytagsche Werk gewinnen werden, als die meisten von uns von einer grossen Anzahl von Werken haben, über die wir uns dennoch ein Urteil anmassen, ja manchmal geradezu anmassen müssen. Ich hoffe, es ist dabei nicht nötig hinzuzufügen, dass diese Ausführungen keinen Idealzustand schildern sollen, dass sie wohl aber beabsichtigen, die wirklich bestehenden Verhältnisse kurz anzudeuten.

Ich wende mich nunmehr zum Schluss zu der Frage nach der Methode, nach der verkürzte Schulausgaben am besten zu gestalten wären, was ich um so weniger unterlassen möchte, als ich glaube, dass fast alle unserer Herausgeber in diesem Punkte einem falschen Ideal nachstreben. Augenscheinlich ist es die Absicht der meisten von ihnen, durch furchtlose und oft ziemlich pietätlose Handhabung von Blaustift und Papierschere eine Fassung zu erzielen, die sich vor allen Dingen soll fliessend und zusammenhängend lesen lassen. Um aber ein solches Resultat zu erzielen, werden gewöhnlich ausser längeren beschreibenden Stellen die meisten Nebenhandlungen und Nebenpersonen ausgeschieden. Da jedoch in einem gut angelegten Kunstwerke Haupt- und Nebenpersonen, Haupt- und Nebenhandlungen eng mit einander verschlungen sind, so muss auch in den Partieen, die zum Abdruck gelangen, im einzelnen fast ununterbrochen gestrichen, gekürzt, mitunter wohl gar geändert werden. Ein solcher Prozess führt als unumgänglich zu so weitgehenden Eingriffen in den Stil und die Eigenart eines Werkes, wie sie meines Erachtens allerdings nicht zu billigen und zu empfehlen sind.

Obgleich ich nun gern zugebe, dass nicht in jedem Falle die absolut gleiche Behandlung angebracht sein dürfte, so würde es mir im allgemeinen doch weit besser und würdiger erscheinen, wenn man sich zum Muster nähme, was zum Teil in den obenerwähnten Göschenschen Ausgaben gethan ist. Das heisst, man sollte die wichtigsten, charakteristischsten und interessantesten Kapitel oder Partieen eines Werkes so viel als möglich in ihrer Totalität beibehalten — und es sollten das immer Teile von ziemlicher Ausdehnung und einer gewissen Abrundung sein — und dazwischen den fehlenden Zusammenhang in klarer einfacher Sprache kurz erzählen, ohne aber im geringsten den Anschein erwecken zu wollen, als ob eigentlich nichts fehle, oder als ob die verbindenden Stellen, die vielleicht ebensogut englisch wie deutsch abgefasst sein könnten, vom Verfasser selbst herrührten. Auf diese Weise würden die Schüler die Handlung und Tendenzen des Werkes in seinem ganzen Umfang kennen lernen, und was von dem Werke selbst geboten wird, würde den Autor in seiner vollen Eigenart erkennen lassen.

Bei solcher Behandlung würde allerdings der von den meisten Herausgebern angestrebte ununterbrochene Fluss der Darstellung verloren gehen — gewiss ein schwerer Verlust, wenn solche Fassungen sich an

diejenigen wendeten, welche die Sprache bereits flott und mit Genuss zu lesen verstehen. Gerade das aber soll ja nicht der Fall sein. So geübte Leser sollten unter allen Umständen an das Original verwiesen werden. Für Schüler aber, die in vielen Fällen nur zwei- oder dreimal wöchentlich mehr oder weniger mühsam eine geringe Anzahl Seiten bewältigen, ist eben schon dadurch alle wirkliche Kontinuität des künstlerischen Eindrucks ausgeschlossen, worüber sich kein erfahrener, den Thatsachen klar ins Gesicht sehender Lehrer im geringsten täuschen dürfte.

Das Ergebnis unserer Untersuchung wäre demnach etwa folgendes: 1) Verständnisvoll verfasste Verkürzungen von Werken, die im vollen Umfange der Schule nicht zugänglich sind, müssen als durchaus berechtigt anerkannt werden, vorausgesetzt nur, dass das betreffende Werk hervorragend genug ist, um seine Lektüre wünschenswert erscheinen zu lassen, und dass es seinem Hauptinhalt und seiner Anschauungs- und Darstellungsweise nach nicht ausserhalb des Gesichtskreises der Schule liegt. 2) Betreffs der bei solchen Verkürzungen zu beobachtenden Methode ist es im allgemeinen empfehlenswert, nicht so sehr nach ununterbrochener Darstellung zu streben, als vielmehr die ausgewählten Teile möglichst unverändert abzudrucken und den Inhalt der ausgelassenen Partieen kurz zu skizzieren.

„Das wahre Sprüchlein der Alten." Bis jetzt ist umsonst nach der Quelle von Vv. 65—66 im dritten Gesang von Hermann und Dorothea:

Einmal für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke!

gesucht worden. Die meisten Erklärer verstehen unter dem Wort „Alten" nicht die Griechen und Römer, sondern stimmen Dr. L. Cholevius bei, der in seiner „Ästhetischen und historischen Einleitung" zu Hermann und Dorothea (3. Aufl. Leipzig, 1897) schreibt: „Die Sentenz findet sich bei keinem griechischen oder römischen Schriftsteller". Auch in deutschen Spruchsammlungen ist die Quelle noch nicht entdeckt worden. Nun findet sich im ersten Buch der „Geistreichen Sinn- und Schlussreime" von Angelus Silesius (Cherubinischer Wandersmann, herausg. v. G. Arnold, Frankfurt, 1701) das Epigramm No. 302:

Steh'n ist zuruecke geh'n.
Wer in den Wegen GOtt's gedächte still zu steh'n,
Der würde hinter sich und ins Verderben geh'n.

Eingehender als mit Angelus Silesius hat sich aber Goethe mit den Dichtungen von Christian Felix Weisse (1726—1804) beschäftigt, und es ist von Interesse, dass Weisse in seinem Gedicht „Der Aufschub" (Kleine lyrische Gedichte, Leipzig, 1772, Band 3, S. 103) die dritte Strophe mit den Worten anfängt:

Wer nicht fortgeht, geht zuruecke.

James Taft Hatfield.